

Leseprobe Gening

Prolog

Die Frühsommernmorgen in Dachwig hatten die Angewohnheit, sich in die leuchtenden Farben der Verheißung reichhaltiger Ernten auf den Feldern und vor allem in den weitläufigen Obstplantagen zu kleiden. Nachdem wir tags zuvor mit unseren Zeugnissen mehr oder weniger beglückt worden waren, erlaubte ich mir noch zeitigeres Aufstehen als gewöhnlich, um mein Glück am Stausee bei der Huldigung der Petrijüngerei zu versuchen. Beladen mit allerlei Gerät, Ködern und Utensilien zum Transport der Beute an Mutters Herd schloss, ich mein Fahrrad schiebend, leise unser Hoftor, behängte mich mit dem ganzen Kram und wollte losradeln, als Bianca die eigene Hoftür öffnete und ihr Fahrrad haltend fragte: „Nimmst du mich mit?“

Bianca war damals ein Mädchen, das in meiner Schulklasse lernte, ihr leuchtend fuchsrotes Haar entgegen aller Modetrends zu zwei langen Zöpfen flocht und an den Stellen bereits trefflich gerundet war, die uns pubertierenden Knaben, der süßen Verheißung solch praller Weiblichkeit wegen, die Zunge auf den Asphalt fallen ließ, und selbst der Jugend entwöhnter Männer immer noch ein genießerisches Zungeschnalzen entlockte. Und sie war eine Sportskanone. Sie konnte damals bereits schneller rennen als die Hasen auf den Äckern rings um Dachwig. Vielleicht war es deshalb noch keinem Knaben aus dem Dorf gelungen, sie einzufangen und flach zu legen.

„Ja klar“, sagte ich, nicht wissend, was ich mit ihr während der meist langweiligen Jagd auf die Bewohner des Stausees anfangen sollte. Jeden, der mir das Folgende prophezeit hätte, hätte ich sofort an den zuständigen Psychiater verwiesen. Allerdings war mir auch klar, dass die Knaben in meiner Klasse allein für dieses vertraute Beisammensein mit Bianca, geschweige denn die folgenden Übungen und potentiellen Höchstleistungen, ihre Eltern, ohne mit der Wimper zu zucken, an blutrünstige Häscher verpfeifen hätten. Wir kamen natürlich nicht zum Angeln, sondern lagen blickgeschützt ineinander verschlungen im Uferried. Für mich, der ich bisher nach dem Motto pubertierender Knaben gelebt hatte: So lange ich zwei gesunde Hände habe, kommt mir keine Frau ins Haus! war es erstaunlich zu erlernen, zu was man diese Dinger, neben anderen Körperteilen natürlich, noch benutzen konnte. Neben Hausaufgaben abschreiben, Papa beim Handwerker helfen und den Lenker am Fahrrad halten, ließen sich damit auch Mädchen lustvolle Geräusche oder gar Schreie entlocken. Auf den Gedanken, dass meine Mutter bei meiner Wiederkehr ohne Fisch dumme Fragen stellen könnte, kam ich wegen chronischer Unterversorgung meines Gehirns mit Sauerstoff nicht. Mein Blut versorgte andere Körperteile und mein Geist war auf die feinen, schimmernden Härchen auf Biancas Rücken oder die süßen, harten Nippel auf ihrer Brust fixiert. Und dem Ergötzen an der Lust, die ein Mädchen, das sich voll hingab, entwickelte und zu entfachen in der Lage war.

Irgendwann fragte ich Dummerchen auf dem Rücken liegend und verkniffen in die Sonne starrend dann doch. „Warum ausgerechnet ich?“

„Kerle“, stöhnte sie. „Die müssen immer blöde Fragen stellen. Warum? Warum nicht?“ Dann beugte sie sich über mich. „Weil dich der ganze Scheiß nicht zu interessieren scheint.“

„Aha. Äh, welcher Scheiß?“

„Na der eben“, fauchte sie und fasste in meinen Schritt, wo sich sofort ein interessiertes Körperteil aufrichtete. „Die ganzen Trottel hier im Dorf würden mir doch die Schuhe putzen, wenn sie dafür in mein Top schauen dürften. (Das wäre in diesem Moment Quatsch gewesen, weil es inhaltslos an einem Schilfblatt baumelte.) Und bei dir wollte ich eben wissen, ob du wirklich so cool bist, dass es hinter dir schneit.“

„Und? Bin ich das?“

„Nee“, lachte sie, setzte sich auf mich und ließ mein fast berstendes Glied langsam in sich hinein gleiten. Oh Gott, wie schön hast du die Welt erschaffen.

Die traute Zweisamkeit zwischen Bianca und mir blieb dem Dorfklatsch natürlich nicht verborgen. Ein Junge und ein Mädchen im geschlechtsreifen Alter, die gemeinsam zum Angeln radelten oder vorgaben von dort zu kommen, regten eben die dreckige Phantasie der Bauern an. Hatte meine Mutter die anglerischen Misserfolge anfangs noch mit der Bemerkung: „Sie beißen wohl schlecht!“ und einem Kopfnicken zu Kenntnis genommen, überraschte sie mich Mitte der Ferien mit der Ermahnung, ja keine Dummheiten mit Bianca zu machen. Hätte ich ihr nun erklären wollen, dass ich statt des Fressverhaltens der Karpfen im Dachwiger Stausee am lebenden Modell die Besonderheiten der weiblichen Anatomie studierte, kurz, bis über beide Ohren verknallt war und mir die Eichel wund vögelte, befürchtete ich verschärften Stubenarrest als Strafe. Aber Mütter wissen so etwas einfach oder verfügen über ein telepathisches Organ, mit dem sie die Gedanken ihrer Söhne ausspionieren können. Jedenfalls erläuterte sie mir anschließend umständlich den Gebrauch und die Vorteile von Kondomen. Das waren die Dinger, die Bianca nach dem Sex immer in den leeren Getränkekartons versteckte und in der nachbarlichen Wertstofftonne entsorgte.

Ich ließ es über mich ergehen.

Kurz vor Beginn des neuen Schuljahres ließ Bianca dann die Bombe platzen. Sie würde die Schule verlassen und auf ein Sportgymnasium wechseln, dort Bedingungen vorfinden, die sie ganz bestimmt zu einer überragenden Läuferin heranreifen lassen würden. Das Angebot sei einfach nicht abzulehnen. Nun interessierte mich das nicht wirklich, wo sie sich gerade im Evaskostüm neben mir räkelte und mein einziger Gedanke sich darum drehte, ob sie meine Hand neckisch weg schlagen oder sie an die Stellen führen würde, die ihre Lust anfachen mochten. Männer – und für einen solchen hielt ich mich damals bereits – sind so leicht abzulenken. Sie schob meine Hand jedoch weg. Ernste Gespräche waren angesagt, das Versprechen wurde gegeben, in den Ferien heim zu kommen. Meine Bedenken verhallten ungehört. Es ging um ihr Leben und die Ferien waren vorbei. Schließlich begann das neue Schuljahr und mir blieb ein süßer kleiner, selbst gebastelter Umschlag mit einer fuchsroten Haarsträhne, den ich fortan bei mir trug. Bianca kam nie wieder nach Dachwig.

Teil 1

Gambit - Eröffnung beim Schach mit Bauernopfer

1

Obwohl die Ereignisse scheinbar vollkommen zusammenhanglos schienen, wurde rückblickend klar, die Weichen für die folgenden Geschehnisse wurden während der Wettkämpfe im Olympiastadion gestellt. Die Welt wurde als globalisiert bezeichnet, obwohl sie für fünfundneunzig Prozent ihrer Bewohner aus dem nächsten Umkreis bestand und deren Sinnen und Trachten einzig darauf ausgerichtet war, genug Nahrungsmittel für die nächste Mahlzeit zusammenzukratzen, nur ja nicht den ungeliebten Job zu verlieren, damit die fälligen Rechnungen am Monatsende bezahlbar blieben, kurz Dinge zu tun, die für das eigene Selbstwertgefühl gar nicht gut waren.

Zusammen gehalten wurde dieses unheilige Arrangement von einem weltweit operierenden Finanzsystem, das auf Gewährung von privatem Kredit basierte. Statt also eine eigene Währung herauszugeben, kauften die meisten Staaten nach amerikanischem Vorbild ihre Banknoten bei einer privaten Notenbank. Mit katastrophalen Folgen für die eigenen Volkswirtschaften. Der Mechanismus der Geldschöpfung war das wohl bestgehütete Geheimnis dieser Tage. Die meisten Menschen nahmen die Mängel und Folgen dieses Verfahrens klaglos zu Kenntnis. Der chronische Geldmangel schien gottgegeben. Eigennutz kontra Gemeinwohl lautete der Slogan dieser Zeit. In den öffentlichen Kassen verdunsteten die Finanzen schneller, als eine flache Pfütze an einem wolkenlosen Sommertag. Trotzdem gelang es hin und wieder einzelnen Personen solche Dinge zu entwickeln, welche die Gier ganzer Handlangerkreise der Herrscher über die Geldschöpfung erregten. Dann schwappte Schuldgeld in einen ausgewählten Wirtschaftszweig, wie die jährliche Frühjahrsflut auf ausgedörrte Felder. Spekulant sondierten das Terrain. Aber auch hier war wie überall im Leben der schöne Schein alles. Oder alles ein schöner Schein?

Selbst in diesem Land, das vier Generationen nach dem letzten der Weltkriege, den die offizielle Geschichtsschreibung als den Zweiten bezeichnete, viele Leute mit nationalem Selbstverständnis in diesem Land, aber als abschließenden Teil des einen, der vom Zaun gebrochen worden war, den souveränen Nationalstaat zu vernichten. Das war grandios gelungen. Schließlich war man viele gegen einen gewesen. Trotzdem war es vier Generationen Siegern bisher nicht gelungen, die diesem Volk nachgesagten Tugenden, vor denen die Beherrscher der Welt immer noch zitterten, aus ihm heraus zu erziehen.

Die VIP-Lounge des Berliner Olympiastadions war so groß wie ein Fußballfeld; wimmelnd von VIPs und solchen, die sich dafür hielten. Die Decke dieses Raumes trugen wuchtige Betonpfeiler, bekleidet mit auffälligen Botschaften Olympias und einem Kragen unterhalb der den nackten Beton verkleidenden Zwischendecke, über die Bilder von den Vorgängen im Stadionrund unterhalb der Lounge flimmerten. Hier versuchten sich Mächtige und Allmächtige, bedeutende und sich dafür haltende Vertreter der Gattung Homo sapiens, Führer von Sportverbänden oder einfach nur deren Vertreter, manche sogar nur Stellvertreter, einander an Präsenz zu überbieten. Für das einfache Volk auf den gut gefüllten Rängen verkündete der Stadionsprecher derweil in sieben Sprachen den Beginn der Vorläufe über die 100-Meter Sprintstrecke. Im Schatten des gewaltigen Kuppeldaches unter dem sich die Hitze des Spätsommertages staute oder aber im gleißenden Sonnenschein ausharrend, erwarteten die Zuschauer den Einmarsch der Protagonisten dieses ersten Wettkampfes am heutigen

Tag. In der VIP-Lounge wuselten Kellner mit maskenhaft ausdruckslosen Gesichtern zwischen den ausschließlich geladenen Gästen in diesem Raum umher und boten gekühlte Getränke und Snacks an.

Bernd Meyer hatte seine Einladung erkaufte. Das wusste er. Natürlich, schließlich sponserte er eine der - nein – die sicherste Goldmedaille der deutschen Sportgeschichte. Da wäre es einem Sakrileg gleichgekommen diesen Entdecker und damit Talentvater nicht zu diesem illustren Kreis einzuladen. Aber im Gegensatz zu den meisten Anwesenden hier verstand er es jeden Raum und sei er noch so groß mit seiner Präsenz zu füllen. Er ging betont aufrecht und überragte nicht nur deshalb die meisten seiner Mitmenschen. Sein stahlgrauer Blick musterte, wertete, teilte ein, verwarf, Widerspruch nicht dulddend. Dem Gemusterten blieb in der Regel nichts weiter übrig, als demütig den Blick zu senken. Das Alphamännchen hatte sein Revier abgesteckt.

In einer Ecke der Lounge, direkt vor der Panoramascheibe, verzehrte ein glatzköpfiger Farbiger gelangweilt Hähnchenschenkel. Vor ihm standen zwei Teller. Einer noch mit reichlich Nachschub bestückt, während sich auf dem anderen bereits die Beweise für den ungeheuren Appetit des Mannes stapelten. Ab und zu unterbrach er seine Fressorgie, um dem zerkaute Hähnchenfleisch den Weg hinunter in den Magen durch einen Schluck Kaffee zu glätten. Das war genau der Mann, den Meyer treffen wollte. Fast ehrfürchtig gaben die anwesenden Meyer den Weg frei. Er steuerte zielstrebig auf ihn zu, wie ein Eisbrecher, der auf seiner Fahrt durch dichtes Packeis eine breite Fahrinne und Eissplitter hinterlässt.

Etwa fünf Meter, bevor Meyer den Tisch erreichte, hörte der Mann auf, die Hähnchenschenkel in sich hinein zu stopfen und sah Meyer erwartungsvoll an. Und obwohl er noch größer als Meyer war und im Gegensatz zu ihm den doppelten Körperumfang sein eigen nannte, der jedoch kaum aus Fett, sondern sorgfältig trainierter Muskelmasse bestand, schien es einem aufmerksamen Beobachter als blicke er zu Meyer auf. Aber aufmerksame Beobachter waren in dieser Welt der Selbstdarsteller scheinbar nicht zu finden.

Meyer musterte sein Gegenüber.

„Jammerschade“, sagte Meyer mitleidig, nachdem endlose Zeit verstrichen schien und er seine stille, eigene Bewertung des Gegenübers abgeschlossen hatte. „Die erste Garde wollte sich nicht beugen?“

„Dort, wo Neid die Interessen bestimmt, wird Erfolg immer diskreditiert werden“, erwiderte der angesprochene.

„Sicher. Aber Spielregeln sind nun einmal Spielregeln und dafür da, dass man sie zur Kenntnis nimmt.“ Meyers Gesprächspartner hob fragend die Augenbrauen. „Zur Kenntnis nimmt? Nicht akzeptieren oder respektieren?“

„Ich nehme diese Dinge zur Kenntnis, damit ich weiß, auf welchem Niveau sich die Beteiligten bewegen und ich dieses Niveau mitbestimmen kann. Da ist es natürlich - gelinde gesagt – sehr eigenwillig, wenn man sich in unangemeldete Trainingslager verdrückt, um dem Personal der Antidopingbehörde zu entgehen. Wussten sie nicht, dass den betreffenden Sportlern empfindliche Sperren drohen?“

Der Mann war während dieser verbalen Maßregelung sichtlich geschrumpft, obwohl sein Scheitelbein der Decke des Raumes immer noch einige Zentimeter näher war als Meyers.

„Wir bestreiten allein mit unseren Beiträgen einen erheblichen Anteil am Budget des...“

„Das interessiert niemanden“, unterbrach ihn Meyer barsch. „Sie vertreten den größten Nationalverband der Welt, dementsprechend hoch ist ihr Beitrag. So steht es in den Statuten. Machen sie sich kundig.“ Meyer ließ einige Sekunden verstreichen, seine Worte wirken, während er von einer der Serviererinnen einige leckere Happen und ein Glas Rotwein serviert bekam, und fuhr dann fort: „Es ist mir natürlich klar, welche Probleme diese Sperre nach sich zieht. Sponsoren ziehen sich zurück. Die Sportler verdienen nicht genug, wandern ab zu lukrativeren Disziplinen. Was übrig bleibt, ist sportlich gesehen Abfall und eine verstaubte Kiste mit Andenken, Erinnerungen an glorreiche Zeiten.“

„Sie können das ändern?“

„Ich würde es ändern“, sagte Meyer. „Vorausgesetzt, wir gelangen zu einer Einigung.“

„Die haben wir, wenn diese Frau wirklich Weltrekord läuft und wir einen genetischen Fingerabdruck von ihr bekommen.“

Meyer lächelte. „Lassen sie den Hut 'rumgehen!“